



Martin Conrath

TEUFELS BLUME

Serienmörder-Thriller

be THRILLED

»Ich komme ja wohl nicht drum herum, alles zu erzählen, richtig? Dachte ich mir. Ist ja auch egal. Ich heiße immer noch Torsten Gabald, wohne in Düsseldorf, genügt das? Okay. Wie Sie wollen. Wo soll ich anfangen? Vielleicht bei Papa? Obwohl ich das gar nicht gerne machen würde. Ich fange lieber an, vom Urlaub zu erzählen. Wir sind nämlich jedes Jahr an die Nordsee gefahren. Auf eine Insel. Ameland heißt sie.

Da bin ich schon im Bauch meiner Mama mitgefahren, das Rauschen der Nordsee habe ich sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Seitdem muss ich mindestens einmal im Jahr dorthin. Es ist ein Drang, wenn ich es nicht tue, fühlt es sich an, als httee ich etwas Wichtiges verpasst, und eine innere Unruhe berfllt mich. Der weiße Strand, das Kreischen der Möwen, die würzige Luft, die Chocomel, dieser dicke Kakao, den ich literweise in mich reinschtten kann, ohne dass mir schlecht wird.

Zuerst haben wir bei einer holländischen Familie mit Namen van der Stock zur Miete gewohnt. Ein Zimmer für Mama und Papa, eins für mich, und später schlief Hannah in meinem Zimmer.

Das war eine schöne Zeit, vor allem weil Papa und Mama uns ganz oft in Ruhe ließen. Sie gingen aus, redeten die ganze Nacht mit unseren Vermietern, rauchten und tranken und nervten uns nicht mit irgendwelchen doofen Spielen, bei denen man was lernen musste. Dann schliefen sie bis mittags. Als Hannah groß genug war, sie ist ja zehn Jahre jünger als ich, habe ich sie angezogen, Frühstück gemacht, und dann sind wir an den Strand, manchmal schon ganz früh. Besonders toll war es, wenn Wilhelma van der Stock mitgegangen ist. Die war so alt wie ich. Dann haben wir zusammen am Strand gesessen, die Möwen gefüttert und aufgepasst, dass Hannah nicht ins offene Wasser tapste, sondern immer schön in einem Priel blieb. Das ging natürlich nur bei Ebbe; wenn Flut war, musste sie am Strand bleiben. Ich habe sie immer im Auge gehabt, deshalb ist auch nie etwas passiert.

Auf jeden Fall durfte sie hier so viel Sand »umhertragen«, wie sie wollte. Zu Hause ging das nicht. Da gab es auf dem Spielplatz einen ganz kleinen Sandkasten, und da durfte man keinen Sand herausnehmen.

Als ich vierzehn wurde, kaufte Papa ein Zelt. Von da an zelteten wir immer. Ich weiß nicht, warum, aber aus irgendeinem Grund wollten die van der Stocks uns nicht mehr haben. Und Wilhelma durfte auch nicht mehr mit mir an den Strand.

Mama und Papa haben nie darüber geredet, was da passiert war, nur einmal habe ich mitbekommen, dass Mama Papa eine runtergehauen und geschimpft hat, wenn das noch mal vorkäme, würde sie sich scheiden lassen. Was sie aber nicht getan hat, denn sie ist bald darauf gestorben.

Ich war sehr traurig, Hannah auch, nur Papa weinte überhaupt nicht. Und ganz schnell haben wir eine neue Mama gehabt, die war viel jünger als Papa und hatte nie Lust, mit uns zu spielen.

Hannah hat immer gefragt: »Wo ist meine Mama?« Papa hat ihr einen Klaps auf den Hintern gegeben und gesagt, sie solle keine dummen Fragen stellen, Mama sei nicht mehr da.

Hannah ist zu mir gekommen, hat furchtbar geweint, ich konnte das gar nicht aushalten. Deshalb habe ich Hannah gesagt: »Du kannst mit ihr reden. Sie ist in dir drin.« Sie hat mich mit ihren großen runden Augen angeschaut und gefragt: »Wo?« Ich habe ihr auf den Kopf getippt und gesagt: »Da drin, sollen wir es versuchen?« Sie hat geschnieft und sich mit dem Ärmel den Rotz abgewischt und hat aufgehört zu heulen. »Ich frage Mama jetzt was, und sie wird dir eine Antwort geben, wenn du nur gut zuhrst und ganz stark an sie denkst. Mach die Augen zu.«

Hannah schloss die Augen, ich stellte eine Frage, suchte eine ganz einfache aus. »Hallo Mama. Hast du mich lieb?«

Einen Moment arbeitete es in Hannahs Gesicht, als müsste sie ein ganz großes Geschäft erledigen, dann entspannten sich ihre Züge. Sie begann zu lächeln, dann strahlte sie über das ganze Gesicht und öffnete die Augen. »Sie hat Ja gesagt.«

Ab da haben wir immer mit Mama geredet, und mit der Zeit konnte ich Mama auch hören.

Papa hat uns auch nach Mutters Tod in Ruhe gelassen, ich konnte Hannah alles zeigen: wie man ein Feuerchen macht, ohne dass es Rauch gibt; wie man unter der Bettdecke liest, ohne dass Licht nach außen dringt; wie man genau die richtige Menge Geld aus dem Geldbeutel von der neuen Mama klaut, damit es nicht auffällt. Damit haben wir uns dann Lakritzstangen gekauft und sind ins Kino gegangen, nachmittags.

Eigentlich war das ganz gut mit der neuen Mama. Fast wie im Urlaub. Ich bin morgens aufgestanden, habe Frühstück gemacht, Hannah geweckt, sie fertig gemacht und in den Kindergarten gebracht. Aber Hannah hat schnell gelernt, sich selbst anzuziehen.

Und dann kam eines Tages unser neues Geschwisterchen. Von da an mussten wir immer ganz leise sein, und alles drehte sich nur noch um sie. Katrin hieß sie, ein blöder Name, aber die Erwachsenen machen immer alles, wie sie es wollen, egal, ob es Sinn macht oder nicht.

Ich habe versucht, Katrin zu hassen, aber es ging nicht. Wenn sie mich angelacht hat, musste ich auch lachen. Wenn sie geschrien hat, musste ich sie trösten.

MamaZwei war ganz überrascht, dass ich mein Schwesterchen mochte. Sie hatte wohl nicht damit gerechnet. Aber es war ihr recht. Hannah liebte ihre Schwester sowieso. Schon vom ersten Tag an. Wir durften mit ihr spielen und sie sogar wickeln. Zuerst war das ziemlich eklig, aber dann hat es mir auch Spaß gemacht. Hannah hatte ich nie gewickelt.

Papa fing mit der Zeit an, uns mächtig auf die Nerven zu gehen, und es wurde immer schlimmer. Ständig hatte er irgendetwas zu meckern. Wenn ich eine Zwei geschrieben habe, habe ich eine verpasst bekommen, weil ich doch eine Eins hätte schreiben können. Ich sei ein fauler Sack, hat er dann gebrüllt, und aus mir würde nichts werden, und er würde sich jeden Tag krummlegen, damit es mir eines Tages besser gehen sollte.

Jetzt rede ich doch von Papa, obwohl ich das gar nicht wollte. Aber ganz schlimm wurde es ja erst, als das große Unglück über uns hereinbrach.«

*

Der Kollege setzte sie an ihrer Wohnung ab, sie bedankte sich und bat ihn, noch einen Moment zu warten, so lange, bis sie im Haus war. Er sah sie irritiert an, nickte aber und öffnete den Sicherheitsgurt, damit er schnell aus dem Wagen springen konnte. Guter Mann. Immer zuerst den Partner sichern.

Sie zog den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins Schloss, zögerte einen Augenblick, atmete. Sie schloss auf, winkte ihrem Kollegen zu, der sich angurtete und losfuhr.

Fran drückte die Haustür ins Schloss, blieb im Dunkeln stehen. Kein Atmen zu hören. Kein Scharren von Schuhen, deren Besitzer ungeduldig auf sie gewartet hatte. Eine Tür ging, das Flurlicht flammte auf, Fran musste blinzeln, die Helligkeit blendete sie. Mit einem Satz sprang sie hinter einen Mauervorsprung, der den Eingang zum Keller markierte, und ging in Kampfstellung. Schritte klackten die geflieste Treppe hinunter. Noch bevor Fran das Gesicht sah, wusste sie, dass ihre Angst wieder einmal unbegründet gewesen war. Es war eine Frau, und vor Frauen brauchte sie keine Angst zu haben. Es war die Nachbarin aus dem ersten Stock. Fran wartete, bis sie das Haus verlassen hatte, dann eilte sie die Treppe hinauf, nahm immer zwei Stufen auf einmal. Ihre Wohnungstür schien unversehrt,

zumindest war sie nicht verschmutzt oder mit irgendetwas Ekligem beklebt. In Windeseile entriegelte sie die drei Sicherheitsschlösser, bevor sie das normale Türschloss aufschließen konnte. Sie schlüpfte in ihre Wohnung, lauschte. Nichts. Reihum kontrollierte sie die Zimmer. Nichts. Entwarnung.

Frau Dr. Sola hatte ihr erklärt, was sie in der Theorie schon lange wusste: »Ihr Verstand sagt Ihnen, dass keine Gefahr drohen kann, dass der eine schreckliche Mann hinter dicken Mauern eingesperrt und der andere tot ist. Ihr Gefühl sagt Ihnen, dass die Gefahr allgegenwärtig ist. Dass keine Mauer hoch genug ist, ihn zurückzuhalten, und dass die Monster jederzeit von den Toten auferstehen können. Lassen Sie Ihr Gefühl nicht überhandnehmen, aber lassen Sie ihm genug Freiraum.«

Fran bereitete sich ein frisches Müsli, schaltete das Radio ein, hörte ein wenig Musik und die Nachrichten. Müdigkeit kroch ihr in die Glieder. Sie hatte noch genug Zeit, sich kurz hinzulegen. Den Wecker stellte sie auf zwölf Uhr, dann musste sie sich nicht hetzen.

Um zehn nach zwölf saß sie in ihrem neuen Spielzeug, lenkte es auf die A 46, dann auf die A 3. Die Tachonadel näherte sich der Zweihundertzwanzig, die Überholspur war frei. Fran drückte noch ein wenig aufs Gas, und selbst bei dieser Geschwindigkeit hatte der Motor Kraft genug, so zu beschleunigen, dass sie in den Hartschalensitz gedrückt wurde. Bei zweihundertfünfundfünfzig nahm sie den Fuß vom Gas. Von Weitem sah sie einen LKW, der von einem langsamen PKW überholt wurde. Sie wollte auf keinen Fall drängeln, also bremste sie bis auf einhundertzwanzig ab. So machte es ihr sogar noch mehr Spaß. Sie konnte immer wieder beschleunigen und das Gefühl genießen, in den Sitz gedrückt zu werden.

Mehr als neunzig Minuten würde sie nicht brauchen, würde also noch viel Zeit haben, ihren Vortrag noch mal durchzugehen und an den Details zu feilen. Sie sollte ausgesuchte Kollegen auf den neuesten Stand der Sektenaktivitäten in Deutschland bringen und ihnen erzählen, was in diesem Bereich die Operative Fallanalyse leisten konnte, vor allem im Beweisverfahren vor Gericht. Vogler hatte sie gebeten, die Studie vorzustellen, auch wenn sie noch nicht ganz fertig war. Wenigstens das waren Neuigkeiten für die Kollegen vom BKA. Denn ein wenig fühlte sie sich, als sollte sie Eulen nach Athen tragen: Das BKA in Wiesbaden hatte eine hervorragende Abteilung Operative Fallanalyse, rekrutiert vor allem aus Münchner Profilen, die Vorreiter in Sachen OFA Deutschland gewesen waren. Sie fragte sich, wie viele Morde der NSU-Serie man hätte verhindern können, hätte man auf die Kollegen aus München früher gehört. Und sie fragte sich, warum man sie wirklich eingeladen hatte. Für das BKA war ihre Arbeit nicht sonderlich relevant, auch nicht die Studie. Die Ergebnisse ließen sich in wenigen Worten zusammenfassen: »Satanisten sind nicht gewalttätiger als die Durchschnittsbevölkerung.«

Wieder kam ein Stück freie Strecke ohne Tempolimit. Fran trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch, der Impreza machte einen Satz und schoss davon. Fast so gut wie ein heißer Base-Jump – eine Sekunde unaufmerksam, und man war tot.

Kein Stau hatte sie aufgehalten, also war sie pünktlich zu ihrem Vortrag eingetroffen. Fran ließ ihren Blick über das Auditorium gleiten. Siebenundzwanzig Männer, sechs Frauen. In

der ersten Reihe saß Jörn Vogler. Zwar hatte er sie eingeladen, aber dass er sich ihren Vortrag anhören würde, damit hatte sie nicht gerechnet. War das ein Kompliment oder eine Warnung? Voglers Arm war lang genug, um sie mit einem Fingerschnipsen aus ihrem Job zu werfen.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr verehrter Herr Vogler!« Sie nickte ihm zu, aber seine Miene blieb verschlossen. »Ich freue mich sehr, dass Sie mich eingeladen haben, Ihnen aus meinem Arbeitsbereich einige Aspekte näherzubringen. Dass ich hier, sozusagen in der guten Stube der deutschen OFA, sprechen darf, betrachte ich als eine Ehre. Ich hoffe, ich kann ihr gerecht werden.« Keine Reaktion. Also fuhr Fran fort: »Bevor ich ins Thema einsteige, möchte ich Ihnen ein paar Dinge über meinen Werdegang erzählen, die Sie in der Veranstaltungsbroschüre nicht gelesen haben. Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben.«

Und damit die Distanz ein wenig geringer wird. Es war gut, etwas über sich selbst zu erzählen, zu signalisieren, dass sie eine von ihnen war. Sie machte eine kurze Pause, ließ den Blick schweifen. Immer noch keine Reaktionen, aber alle waren auf sie fokussiert. Gut.

»Genauso wichtig wie das Studium der Psychologie waren für mich die Jahre auf Streife, mit einem altgedienten, erfahrenen Kollegen. Dort habe ich die Fallstricke, die Versuchungen und die Anforderungen an den Polizeiberuf kennengelernt. Ich habe eine Kameradschaft erlebt, die es so wohl nur noch bei Bergleuten gibt, mit allen Vor- und Nachteilen.« Sie genoss die fragenden Blicke. »Ebenso wie unter Tage das Leben des Bergmanns von der Zuverlässigkeit des Kumpels an seiner Seite abhängt, so hängen über Tage das Leben und die seelische Gesundheit der Polizisten ebenfalls von den Kollegen an ihrer Seite ab. Der soziale Druck innerhalb einer Wache ist, sowohl im positiven wie auch im negativen Sinne, enorm hoch.« Kurze Pause. »Aber wem erzähle ich das? Es ist also menschlich, mal auszurasen, einen Fehler zu machen oder dem Alkohol mehr zuzusprechen, als es guttäte.« Jetzt kam die erste kleine Bombe. »Insofern wundert es mich nicht, dass Polizistinnen und Polizisten sich falsch verhalten; es wundert mich, dass sie sich nicht viel öfter falsch verhalten.«

Verhaltener Applaus lief durch die Reihen, einige nickten bestätigend, Vogler aber hielt seine Arme über der Brust verschränkt und starrte sie misstrauisch an.

»Dann bin ich in den Kriminaldienst gewechselt und habe eine vollkommen andere Welt vorgefunden. Hatte ich vorher acht Stunden Dienst auf Streife und anschließend noch zwei Stunden Berichteschreiben, bestand meine Aufgabe nun vorwiegend in Aktenarbeit. Aber das, was ich lernen wollte, konnte ich dort nicht lernen: das Ganze eines Verbrechens erfassen! Die meisten Fälle hatten wir in ein oder zwei Tagen aufgeklärt, Intimizide, Beziehungstaten, klare Sachverhalte. Doch dann gab es Fälle, die von der Norm abwichen, die keinem bekannten Muster folgen wollten, die sich selbstständig machten, die sich mit unseren Perspektiven, mit unserer Erfahrung, mit unserem Wissen nicht fassen ließen. Noch immer schlummern viele dieser Fälle in den Archiven der deutschen Polizei. Glücklicherweise fragte mich das LKA genau zu diesem Zeitpunkt, ob ich das Team der Düsseldorfer OFA verstärken wollte. Natürlich wollte ich! Es folgten Lehrgänge im Ausland, unter anderem in den USA und in Großbritannien und natürlich in Bayern.« Sie musste einen Moment warten, bis das Gelächter abgeebbt war, sogar Vogler verzog den

Mund zu einem schiefen Grinsen. Sie setzte neu an. »Vor allem bei unseren Münchner Kollegen habe ich viel gelernt. Umso größer war die Erschütterung, als ich erkennen musste«, Voglers Miene versteinerte; er wusste, was jetzt kam, »dass im Fall der NSU-Morde alle Hinweise der OFA in den Wind geschlagen worden waren.«

Jetzt konnte man eine Stecknadel fallen hören. Fran hatte die größte Pleite der deutschen Ermittlungsbehörden angesprochen und die OFA zum Allheilmittel erklärt. Das war für viele Kollegen von der Kriminalpolizei gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung. Fran war sich nicht mehr sicher, ob sie den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Predigte sie? Wedelte sie mit dem moralischen Zeigefinger? Die Fragen kamen zu spät. Jetzt musste sie weitermachen und es zu Ende bringen.

»Eins der wichtigsten Prinzipien der OFA ist: Wir gehen *allen* Vermutungen nach. Wir lassen uns nicht leiten von irgendwelchen Vorstellungen, wie etwas zu sein hat. Ein Kollege von der Kripo, ebenfalls ein Münchner, hat den Satz geprägt: ›Ich habe noch nie einen rechtsradikalen Terroristen auf dem Fahrrad gesehen.« Einige Kollegen blickten zu Boden, andere starrten sie trotzig an. »Bei allem Verständnis für die Schwierigkeiten unseres Berufs – das ist nicht akzeptabel! Was nützen die besten Methoden, wenn wir sie an der falschen Stelle anwenden? Die OFA gehört genauso in den kriminalistischen Köcher für *aktuelle* Fälle wie die DNA und der Fingerabdruck.«

Fran machte eine Pause, ließ die Worte wirken, wollte spüren, wie sich die Stimmung bei ihren Zuhörern entwickelte. Die meisten schienen mit ihr einer Meinung zu sein, sie hatten sich aufgerichtet, hörten aufmerksam zu. Nur Vogler machte eine Miene wie auf einer Beerdigung.

Fran fuhr fort: »Damit kein Missverständnis aufkommt: Die Operative Fallanalyse *löst* keine Fälle! Das ist ebenso sicher wie die Tatsache, dass Vorurteile und vor allem die Unfähigkeit, Fehler einzugestehen, jede vernünftige Ermittlung kaputt machen. Die OFA liefert neue Ansätze, neue Sichtweisen, ermöglicht Paradigmenwechsel. Terroristen oder andere Gewalttäter fahren nicht nur Fahrrad. Sie fliegen auch Flugzeuge in Häuser; sie töten sich selbst; sie sind unberechenbar; sind liebende Familienväter, treue Freundinnen, sie sind aus Fleisch und Blut und deshalb zu allem, zu dem ein Mensch fähig ist, fähig. Letztlich eine Binsenweisheit, die wir uns aber jeden Tag, immer wieder, vor Augen führen müssen!« Pause. »Unser aller Ziel ist es, Verbrechen aufzuklären, im besten Falle zu verhindern. Da ist kein Platz für Eitelkeiten.«

Hier und da ein Nicken, ansonsten blieb es ruhig, bei den meisten erkannte sie anhand ihrer Körpersprache, dass sie entspannt waren und bereit, weiter zuzuhören. Niemand stellte eine Frage.

Also begann Fran mit ihrem eigentlichen Vortrag, definierte zuerst den Begriff der Fallanalyse, damit klar wurde, worüber sie hier überhaupt redete, denn in einigen Grundfragen hatte sich ihre Sicht von den klassischen Definitionen entfernt: Sie unterschied nicht grundsätzlich organisierte oder unorganisierte Täter, sondern ging davon aus, dass jeder Täter ein eigenes Profil besaß, das man herausarbeiten musste. Dann stellte sie die Vorgehensweise der Düsseldorfer OFA dar, benannte die Schnittstellen zur Kriminalpolizei, die Möglichkeiten der Zusammenarbeit und die Bedeutung der Fallanalyse im Strafprozess, zeigte Fehlerquellen auf und Grenzen, aber auch neue